

Auerthal-Zeitung.

Localblatt für Aue, Auerhammer, Belle-Albsterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bodan, Bernsbach, Beyerfeld und die umliegenden Ortschaften.

Ersteinst
Mittwochs, Freitags u. Sonntags.
Abonnementspreis
incl. der 3 wertvollen Beilagen vierteljährlich
mit Fringerlösch 1 M. 20 Pf.
durch die Post 1 M. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiläutern:
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemeister in Aue (Erzgebirge).
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate
die einseitige Corpuzzeile 10 Pf.,
die volle Seite 30, 1/2 S. 20, 1/4 S. 6 Pf.
bei Wiederholungen hoher Rabatt.
Alle Postanhalten und Landbriefträger
nehmen Bestellungen an.

No. 45.

Sonntag, den 16. April 1893.

6. Jahrgang.

Bekanntmachung.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß nächsten Sonntag, den 16. April d. J. die Schießübungen der hiesigen Schützengilde auf dem Schieß-

hause beginnen. Die ausgesteckten Warnungssignale sind daher zu beachten und den Wachen ist unverzüglich Gehorsam zu leisten.

Aue, den 13. April 1893.

Der Rath der Stadt.

Dr. Kerschmar.

Bestellungen

Auerthal-Zeitung

(No. 065 der Zeitungspreisliste)

für das 2. Quartal 1893

werden in der Expedition (Aue, Marktstraße), von den Aus-
trägern des Blattes, sowie den Landbriefträgern jederzeit
geru angenommen.

Expedition der „Auerthal-Zeitung“,
Emil Hegemeister.

Politische Nachrichten.

Deutschland.

Berlin, den 14. April.

Die in Buenos-Ayres erscheinende „La Plata Ztg.“ tritt sehr entschieden für die Errichtung einer deutschen Kriegsschiffstation an der Ostküste Südamerikas ein. Nachdem das Blatt darauf hingewiesen hat, daß in Brasilien gegen 60 000, am La Plata gegen 30 000 Deutsche leben, daß der Handel Deutschlands in Argentinien den zweiten Rang einnimmt, und in Brasilien wahrscheinlich ebenfalls, daß der Dampferverkehr der großen deutschen Gesellschaften dem italienischen immer näher rückt, und daß die deutsche Auswanderung nach Brasilien, Argentinien und Uruguay im Zunehmen begriffen ist, fährt es fort:

Dieser Teil Südamerikas beherrscht, außer den Vereinigten Staaten von Amerika, die größten geschlossenen deutschen Kolonien, und für deren Interessen, die zugleich die Interessen des Mutterlandes sind, sollte man kein Kriegsschiff zur Verfügung haben? Wir leben hier im Lande der Revolution und da fühlen wir um so mehr den Mangel an Schutz, den uns ein Kriegsschiff bringen würde.

Hätte man gewagt, den deutschen Patrioten Hänsel in Porto Alegre amtlich meuchelmorden zu lassen, würde vielleicht die brasilianische Schandpolizei wagen, Deutsche bei ihren Festen in ihrem eigenen Vereinshause zu überfallen und ohne Unterschied des Alters und Geschlechts blutig zu mißhandeln, wie dies in San Paulo und jüngstens wieder in Curitiba geschehen ist, wenn hin und wieder ein deutsches Kriegsschiff seine Kanonen in den brasilianischen Häfen zeigen würde? Gewiß nicht. Italien hat fünf Kriegsschiffe zum Schutze seiner Staatsangehörigen in südamerikanischen Gewässern, Deutschland nicht einmal ein Kanonenboot. S. M. S. „Marie“ geht nun an die Westküste nach Chile, wo es durch einige Monate stationiert bleibt. Man trägt sich erstaunt: warum? Sind doch in Chile unsere deutschen Landleute durch den Umstand, daß ein angesehenes und einflussreiches Deutsches der Reformator der Armee ist, indirekt ohnedies so gut beschützt, daß sie der Anwesenheit eines Kriegsschiffes glücklicherweise nicht bedürfen. Wenn man ferner bedenkt, daß die Erhaltung eines Kriegsschiffes hier sehr billig ist, daß die Häfen sehr sicher sind und daß Bedenken wegen der Seuchen in Brasilien nicht vorliegen, da während der heißen Jahreszeit das Stationschiff ja im La Plata liegen könnte, so erscheint die Bitte, die deutsche Marineverwaltung möge ein Kriegsschiff in Südamerika stationieren, gewiß nicht unbescheiden.

Leider ist kaum Aussicht auf die Erfüllung dieses Wunsches, nachdem jetzt sogar das Kreuzgeschwader, das berufen war, die deutsche Flagge in fremden Meeren zu zeigen, aufgelöst worden ist.

Die italienische Reise des deutschen Kaiserpaars erhält eine interessante Zugabe dadurch, daß auf dem Heimwege eine offizielle Begrüßung der kaiserlichen Majestäten durch den Präsidenten der Schweizer Eidgenossenschaft erfolgen wird. Wenn die Schweiz auch in erster

Linie damit einen Trumpf gegen Frankreich auszuspielen will, so beweist sie doch auch, daß die Erinnerung an die Zeiten verschwunden ist, in denen Herbert Bismarck die Schweiz als „ein wildes Land“ bezeichnete und Polizeikommissar Wohlgenuth das eigenoffenschaftliche Gefängniswesen am eigenen Leibe erproben konnte. Wesentlich gefördert wurden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten durch den 1892 erfolgten Abschluß des neuen Handelsvertrages, der uns allerdings keine neuen erheblichen Zugeständnisse gebracht, aber uns auch davor bewahrt hat, ein Absatzgebiet zu verlieren, welches jährlich für mehrere hundert Millionen Mark deutscher Waren in sich aufnimmt. Daß von der Schweiz nicht mehr zu erlangen war, als erlangt worden ist, zeigt der inzwischen zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich ausgebrochene Zollkrieg, welcher der französischen Industrie recht schweren Nachtheil gebracht hat. Dieser Zollkrieg und mehrere andere politische Zwischensälle, welche die Franzosen gerade nicht von der häßlichsten Seite zeigten, haben in der Schweiz und unter den sonst recht verträglichen Schweizern eine sehr lebhaft abneigende gegen die benachbarte Republik hervorgerufen, und dem deutschen Reiche Sympathien und Warenausträge auch aus den französisch sprechenden Kantonen der Schweiz zugewendet. Es ist vorauszufragen, daß die Reise des deutschen Kaiserpaars diese Sympathien verstärken wird.

Abermals wurde 5 Generälen, darunter v. Schöpp, Kommandant von Köln, und v. Albrecht, Kommandeur der 4. Division, der Abschied bewilligt.

Die „Köln. Ztg.“ betont in einem offiziellen Artikel, daß an ein Nachgeben der Regierung in der Militärfrage nicht zu denken sei:

„Caprivi hat, ehe er die Militärvorlage einbrachte, seinen äußersten Einfluß aufgebieten, die Forderungen der militärischen Autoritäten auf das knappste Maß herunterzusetzen; noch im letzten Augenblick ist es ihm gelungen, die Streichung von noch etwa 10 Millionen Mk. Jahres-

[Nachdruck verboten.]

Feuilleton.

Aus stürmischen Tagen.

Roman von E. S. Siegfried.

(Fortsetzung.)

„Den Zeit zu Zeit liest er wohl dann auch in der Zeitung etwas von Mord und Todtschlag, Aufruhr, Streites zc. in den Bergwerks-Distrikten, von wilden Horden von Italienern, Ungarn, Polen zc. die nicht zur Ruhe zu bringen sind und er stellt sich als geschätzter Bürger sofort auf die Seite der Arbeitgeber, welchen nicht verbott werden kann, wenn sie diesen wilden Horden gegenüber energisch verfahren, denn es ist ja selbstverständlich, daß in dem gesegneten Amerika und unter der freundlichen Fürsorge eines enormen Schutzvolles diese Arbeiter bei nicht zu schwerer Arbeit ein auskömmliches Einkommen haben müssen. Und damit legt er sich beruhigt zu Bett oder verzehrt den Rest seines Frühstückes. „Denn,“ so sagt er sich noch zu guter Letzt, „wenn die Löhne auch klein klingen, was brauchen denn die Leute viel?“

Doch ganz andere Gedanken bekommt man, wenn man sich das Bild nicht bloß vom Wagenfenster, sondern in der Nähe betrachtet, wenn man aussteigt und einmal die Verhältnisse studirt, wie sie sind, nicht wie sie aus der Ferne scheinen. Zwei Tage lang bin ich in der Nähe von Willebarre von Schacht zu Schacht gewandert, und wenn diese Zeit auch nicht genügt, um sich durchaus richtige Begriffe von den Verhältnissen zu machen, so hat sie

doch den letzten Rest alter Bergmannspoesie zerstört, und die schwarzen Thürme, welche mir früher als Wahrzeichen geschäftigen, nutzbringenden Schaffens die Fundgruben der Schätze der Erde, die glückbringend, überall hin vertheilt werden, erschienen, starren mir jetzt als Denkmale der Verworfenheit, des Elendes, der blinden Habgucht und des Betruges entgegen.

Der französische Schriftsteller Zola hat, um reichen Stoff für seine lebenswahren Schilderungen zu finden, einen seiner Romane in ein französisches Bergwerkdorf gelegt, er hätte die Scene ebenso gut in eine pennsylvanische „Mining-Town“ (Bergwerkstadt) legen können; denn die Zustände sind hier nicht um ein Haar besser, als er sie schildert, vielleicht mit der Ausnahme, daß die Frauennarbeit nicht in so ausgedehntem Maße zur Verwendung kommt. — Hände sind über das Elend in Irland geschrieben worden, über den reichen „Landlord“, der das Geld, welches er dem verhungerten Pächter abzwackt hat, verprast, ohne einen Augenblick daran zu denken, durch welche Methoden seine Agenten das Geld erlangt haben, und wie Hunderte darben müssen, um einen Ueberfluß zu produzieren; aber der pennsylvanische Kohlenbaron unterscheidet sich nicht im Geringsten von dem irischen Landbaron, nur vielleicht darin, daß der Landbaron menschlicher ist.“

Kolberg ging dann zu einer Schilderung der Bergarbeiter-Verhältnisse in anderen Staaten über, und auch hier hielt er sich im Wesentlichen an Berichte, die im Druck vorliegen. Sein Bestreben, ruhig und leidenschaftlos zu sprechen, war unverkennbar, desto eindringlicher aber wirkten seine Worte auf seine leicht empfängliche Zuhörerschaft. Er kam zu dem Schluß, daß die Vergleite überall unter demselben Drucke lebten und daß überall das Sehnen nach Erleichterung gleich groß sei. Plötzlich brach er

seinen Vortrag ab, trotzdem man erwartete, daß er nun weitere Schlussfolgerungen aus den vorgetragenen Thatsachen ziehen würde.

Mehrere Minuten verharrten die Anwesenden in erwartungsvollem Schweigen, dann aber, aus Kolberg mit einem der Zunächststehenden ein Gespräch begann, ging es wie ein dumpfes Grollen durch den dichtgefüllten Raum. Die Bilder, die der Redner den Zuhörern vorgeführt, hatten einen mächtigen Eindruck hinterlassen, die Erbitterung, die schon vorher die Gemüther erfaßt, war bis zum Äußersten gestiegen. Aus den Gesprächen, die in seiner nächsten Umgebung geführt wurden, hörte Kolberg, daß der Rest der Hoffnung, die auf einen gütlichen Ausgleich mit den Herren der Gruben gerichtet war, jeden Boden verloren hatte. Er wußte, daß es jetzt nur einer leisen Anregung bedurfte, um die Leute zu den verwegenen Thaten zu bestimmen.

Sollte er diese Anregung geben, die Flamme der Empörung hell aufkochen lassen?

Noch war er nicht fest entschlossen dazu — die Zahl derjenigen, die seinen berechnenden Einflüsterungen gefolgt waren, erschien ihm noch nicht groß genug, und eine Erhebung, die einen großen Theil der Gruben-Belegschaft gegen sich gehabt hätte, wäre einen kläglichen Mißerfolg seiner Mission gleichgekommen.

Einen Mißerfolg seiner „Mission“ — den mußte er unter allen Umständen vermeiden. Was lag ihm daran, was aus den Vergleuten und ihren Angehörigen würde, was kümmerte ihn das Glück und Wohlergehen der Einzelnen, wenn nur der „Joc“ gebient wurde, für die er eintrat.

Kolberg sah seine Zeit noch nicht gekommen. Er deutete durch eine Handbewegung an, daß er zu sprechen wünsche, und im Augenblick trat lautlose Ruhe ein.